

LIEBE LESERIN, LIEBER LESER,

Besuchszeit im Krankenhaus in den 80er Jahren. Auf dem Parkplatz ist kein freier Platz zu finden. In den Autos lesen Männer die Bildzeitung oder schauen von Zeit zu Zeit auf die Uhr. Sie warten auf ihre Frauen. Denn Besuche sind oft Frauensache. Männer scheuen die Begegnung mit dem Leid der Schwiegermutter oder des eigenen Onkels. Irgendwann ist die Besuchszeit zu Ende. Die Ehefrauen sind zurück. Man fährt noch in den Park und geht spazieren.

Heute sind die Besuchszeiten nicht mehr so sehr reguliert, aber die Männer kommen immer noch nicht in großer Zahl. Die kurze Verweildauer im Akutkrankenhaus lassen den ausbleibenden Besuch auch nicht mehr so sehr auffallen. Im Pflegeheim macht es sich schon eher bemerkbar, wenn Bewohner selten Besuch bekommen.

Angehörige spielen für Patienten und Bewohner eine wichtige Rolle. Sie sind die Brücke ins normale Leben, wecken Erinnerungen und motivieren, gesund zu werden. Dabei sind Angehörige oft auch Sachwalter der Patienteninteressen. Nicht immer zur Freude der Mitarbeitenden.

Wie können Angehörige zu einem Positivfaktor im Klinik- oder Heimalltag werden? Und wie macht man es

Söhnen und Töchtern, Nichten und Neffen leicht, Patienten und Bewohner zu besuchen? Wir wollen in dieser Ausgabe dazu beitragen, mit Angehörigen zusammen zu arbeiten. Sie stören nicht, sondern bieten eine große Chance, den Patienten in seinem sozialen Umfeld wahrzunehmen.

Die Kranken sind nicht nur krank. Sie sind auch Väter, Töchter, Schwestern und Brüder. Und ihre Kinder, Eltern und Geschwister leiden mit, hoffen mit und tragen wesentlich dazu bei, Heilung möglich zu machen. ■

Ihre



Bettina Gundlach
*Ärztin im Sozialpsychiatrischen Dienst,
Aumühle*



Bruno Schrage
*Dipl. Theologe, Dipl. Caritaswissen-
schaftler, Referent für Caritaspastoral
im Erzbistum, Köln*

GEDANKEN ZUM TITELBILD

DARF ICH?

Empathie ist das Zauberwort, wenn es um gelingendes Miteinander geht. Empathie und Einfühlungsvermögen hängen eng zusammen. Die junge Frau auf dem Titelbild (eine Enkeltochter, eine Ehrenamtliche?) scheint einen guten Draht zu dem alten Herrn zu haben. Sie hilft ihm nicht nur beim Aufstehen, sondern sichert auch den Bezug zur weiteren Umwelt. Denn wenn der Patient Anteil nehmen kann an den Erlebnissen von Kindern und Enkeln, hält ihn das lebendig. Wo keine Angehörige einer anderen Generation und auch die Verwandten der gleichen Generation nicht mehr da sind, gewinnt das Ehrenamt eine umso größere Bedeutung, damit Menschen nicht vor Einsamkeit eingehen. ■

Frank Fornaçon

